

Das abenteuerliche Leben eines alten G.e.P.-Kollegen

Autor(en): **Kooyker, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **74 (1956)**

Heft 38

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mitteilungen aus der G. E. P.

Das abenteuerliche Leben eines alten

G.E.P.-Kollegen

Fortsetzung von S. 561

Ein Jahr auf Safari

Es war Dezember 1907, als ich zu meiner Safari¹⁾ aufbrach. Bis Broken Hill in Nord-Rhodesia liefen schon die Züge. Von dort ging es zu Fuss weiter, im Gänsemarsch, hinter einer Reihe lustig singender Schwarzer, die meine Lasten trugen. Es wimmelte von Wild, und ich konnte mich ergötzen. Aber während ich in gemächlichen Tagesmärschen weiterzog, stets sorgfältig meine Route kartographierend, schoss ich nur soviel als nötig war, um meine Neger mit dem Fleische in guter Laune zu halten. blieb ich längere Zeit an einem Orte, so baute ich mir ein grasgedecktes Lehmhaus (Bild 5). Ein herrlicheres Leben hätte ich mir kaum vorstellen können.

Eines Tages kam der Jumbe²⁾ und bat mich inständig, einen Löwen zu töten, der eine Frau weggeschleppt hatte. So sass ich, in der Nacht, nach den Anweisungen des Jumbe, in einem Baum auf der Lauer, eine leichte Beute für die schwärmenden Moskitos. Eine angebundene Ziege sollte den Löwen heranzulocken. Aber der König der Tiere liess sich nicht blicken, und ich war froh, als der Mond verschwand, und ich schlafen gehen konnte. Morgens war aber die Ziege fort — der Löwe war im Dunkeln doch gekommen. Der Jumbe wollte jetzt seiner Spur folgen, und das gefiel mir viel besser. Tapfer stöberten die Neger im Busch herum; schreiend drangen sie mit aufgehobenen Speeren — die meisten noch mit einem kurzen Wurfspieß oder Buschmesser in der Linken — in das Gestrüppe ein, um sich dann aber schnell zurückzuziehen, als furchtbare «E-hü!»s und knurriges Gegrünze bewiesen, dass die Löwenfamilie erwacht war. Da erschien schon der Patriarch, ein prächtiger Mähnenlöwe. Herausfordernd stand er da, blinzelnd in der blendenden Sonne. Noch bevor er sich entschliessen konnte, anzugreifen, war er schon zu seinen Vätern versammelt, mit meiner Kugel im Herzen...

Mein erster Löwe! Noch stand ich hoch aufatmend und staunend, dass alles so leicht gegangen war, als sich ein Höllenlärm im Gebüsch erhob und drei Löwen auf einmal heraussprangen, gleich zum Angriff übergehend. Wir standen jedoch so nahe, dass der eine gleich niedergestochen werden konnte. Der zweite, mit einem Speer quer durch den Körper, machte vergeblich wütende Anstrengungen, um diesen mit Maul und Klauen zu entfernen. Er wurde leicht abgemacht, während der dritte — es war die Löwin — in das hohe Gras verschwand. Ihr Knurren entfernte sich und wir folgten behutsam. Aber sie dachte jetzt weder an Angriff noch an sich selbst, sondern nur an die Rettung ihrer Jungen. Da trottete sie hin! Ein Junge am Nackenfell im Maul, das andere mit der Tatze stossend und fortschiebend — ein rührendes Bild von Mutterliebe. Obwohl mit Widerwillen schoss ich sie von hinten durch den Leib...

Als wir sie erreichten, tranken die beiden ruhig an der toten Mutter. Sie kratzten ein wenig, als wir sie mitnahmen, aber schon nach einigen Tagen liefen sie wie Hündchen hinter mir her.

Obwohl meine Rolle eine sehr bescheidene gewesen war, wurden meine Verdienste von den Negern gleich durch Tomtom-Telegraph in alle Himmelsrichtungen verkündigt. Ausser mit Viktualien im Ueberfluss wurde ich mit Geschenken überladen, viele da-

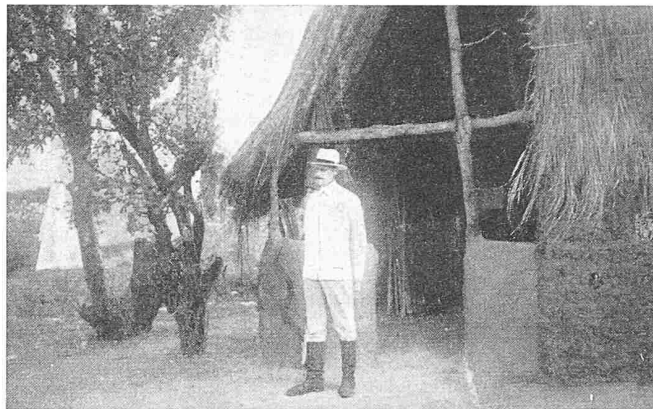


Bild 5. Der Verfasser vor seinem Lehmhaus, 1908

von wahre Kunstarbeiten. Aber sie brachten mir auch ihre Kranken und Verwundeten, denn der weisse Mann muss nun einmal alles wissen und können! Und noch ehe der Tag zu Ende ging, war bereits eine Deputation aus dem nächsten Dorf da, um mich einzuladen, auch ihre Löwen zu schiessen — Träger hatten sie gleich mitgebracht. Sie begrüsst mich nicht wie gewöhnlich mit «Bwana mkubwa!» (grosser Herr), sondern mit «Bwana Simba»³⁾.

Am nächsten Tage ging ich mit, zog so von einem Dorf zum andern und schoss so viele Löwen und Leoparden, dass sie nicht mehr zu zählen waren. Auch räumte ich unter den Wildschweinen auf und tötete drei Elefanten. Der Tomtom verkündigte in ganz Katanga Lobsprüche über Bwana Simba. Denn ein Weisser, der sein Vergnügen darin fand, die schädlichen Tiere zu töten und dazu noch ihre Kranken gratis behandelte, war in den Augen der Neger eine Gabe der Götter.

Auch ich fand grossen Geschmack am freien Jägerleben. Abends sass ich mit den Negern gemütlich beim Feuer, lauschte den lebhaften Erzählungen dieser Naturkinder und vergrösserte meinen Wortschatz von Kisuaheli, die lingua franca von Zentral-Afrika. Sie plauderten von ihrem König Kalamo in Kasuba am Mweru-See, und mehr noch von seiner lieblichen weissen Tochter Zamiawaya, ein Muster aller weiblichen Tugenden. Sie sprachen von ihr mit einer solchen Verehrung, dass ich wirklich neugierig wurde. «Ein Albino?» fragte ich vorsichtig. «Aber nein, Bwana Simba! In Albinos wohnen böse Geister. Früher töteten wir sie gleich bei der Geburt, aber das ist nun verboten durch die Bulamatari⁴⁾. Jetzt leben sie in unsern Dörfern, verachtet von jedermann.» Ich fing an zu träumen von der Prinzessin mit dem sanftfließenden Namen, was offenbar auch der Zweck der Erzähler war, die nicht aufhörten, mich anzuspornen, Kasuba zu besuchen, um das Mädchen kennen zu lernen... «sie wird Bwana Simba gewiss gefallen!» Aus purer Dankbarkeit wollten sie mir eine Prinzessin als Frau besorgen... Dann hörte ich von den «Schwarzen Piraten» an der Luapula, dem «Grossen Fluss», wie die Neger ihn nannten. Diese machten das Land unsicher, raubten, mordeten und nahmen die Mädchen mit Gewalt. Das Schlimmste aber war, dass sie sogar in der Königsstadt Kasuba ihre Freundschen hatten. Da war ein schlechter Ratschherr, Malekane, der einen verderblichen Einfluss auf den König ausübte. Dem Trunk und Haschisch ergeben, liess Kalamo die Regierungsangelegenheiten ganz den Händen von Malekane, der damit Missbrauch trieb und die Schwarzen Piraten unterstützte.

Als die Gesuche, lästige Löwen zu töten, immer seltener wurden, setzte ich meine Reise fort in einem Riesenkanoe auf dem Grossen Fluss (Bild 6), dessen Schönheit gerühmt wurde. Er fliesst gerade noch Norden, nach dem Mweru-See. Es ging stromabwärts, so dass meine drei Neger es leicht hatten, denn sie brauchten bloss zu rudern, wenn wir auf die Jagd gingen. Langsam trug der Strom uns fort — dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Es war nicht zu befürchten, dass die Schwarzen Piraten es wagen würden, mich anzugreifen. Denn obwohl die Belgier die Neger ziemlich frei liessen, so lange sie untereinander haderten, wussten die Halunken gut genug, dass stets eine strenge Bestrafung folgte, wenn sie einen Weissen belästigten; und vor den Askari⁵⁾ hatten sie eine Heidenangst.

1) Safari bezeichnet sowohl die Karawanen-Reise als auch die Karawane selbst

2) Jumbe = Dorfältester.

3) Bwana = Herr, Meister. — Simba = Löwe

4) Bulamatari = Felsenbrecher; Negername für die Belgier, weil sie beim Bahnbau die Felsen sprengten.

5) Askari = schwarze Regierungssoldaten.

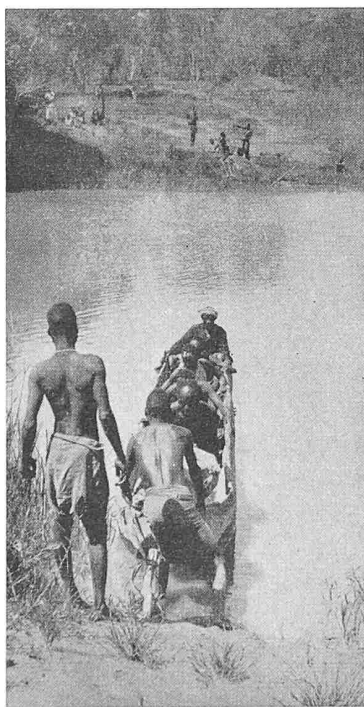


Bild 6. Kanufähre über den Luapulafluss

Gewöhnlich schliefen wir am Ufer, aber noch bevor die ersten grauen Streifen am östlichen Horizont den neuen Tag ankündigten, waren wir unterwegs. Umsichtig gingen wir vor, denn oft mussten wir vom Ufer weghalten, wenn das Schnaufen und Gegrünze der Kiboko⁶⁾ uns warnte, dass sie dort ihr Morgenbad nahmen. Wenn unser Kanoe in der maten Dämmerung dieser Zauberwelt gespensterhaft fortglitt durch den silbernen Schleier von aufsteigendem Dunst, dann genoss ich immer wieder das herrliche Schauspiel des anbrechenden Tages, bis die Sonne ihre goldenen Strahlen ausgoss über die erwachende Landschaft. Rundum Pfeifen und Vogelgezwitscher und das Gesumme der Insekten! Dazu trug eine leichte Morgenbrise, raschelnd durch die Papyrusstauden, den zarten Wohlgeruch blühender Mimosen und Akazien über die weiten Wasser.

Gut verproviantiert, waren wir ziemlich unabhängig von der Uferbevölkerung, denn der Fluss wimmelte von Fischen, und ab und zu konnte ich einen Bock erwischen, der sich zu nah an die Wasserkante wagte. Ausserdem war meine Köchin Maliawana — die Schwester meines Jungens Motoyo — eine Sachverständige im Aufsuchen von essbaren Pilzen, wilden Früchten und Spinat, und eine wahre Künstlerin in deren Zubereitung. Aber Gemüse, Mehl, Milch und Eier mussten gegen Nadeln, Fischangeln, Glasperlen, Salz oder Kattun eingetauscht werden, und gerade die Eier verursachten immer wieder Schwierigkeiten; denn der Neger huldigt der Auffassung der Mutterhenne, dass der Zweck eines Eies der ist, daraus ein Küchlein zu erzeugen. So brachte in einem Uferdorf ein ehrwürdiger Jumbe ein Körbchen mit Eiern nach der Landungsstelle. Durch Erfahrung gewitzigt, liess ich das Körbchen ins flache Uferwasser setzen — die Wasserprobe. ... Oh weh! Motoyo musste hastig zuspringen, um die wegtreibenden Eier aufzufangen. «Nein, Jumbe, die Eier sind nicht frisch.» «Was?! Meine Eier sollen nicht gut sein?» rief der Jumbe, ganz aus dem Häuschen. Um ihn zu überzeugen, warf ich ein Ei zu Boden. Die blutige Masse veranlasste den Jumbe triumphierend auszurufen: «Siehst du wohl, Bwana Simba, die Eier sind *fast* perfekt!» Nachdem wir Bohnen und Bananen, Pompon und Papajas eingetauscht hatten, verlangte der Jumbe ein Extrageschenk für das zerbrochene Ei. Deutend auf die traurigen Ueberreste, jammerte er: «In einer Woche würde das ein liebliches Küchlein gewesen sein!» Um den Alten zufriedenzustellen, gab ich ihm einen extra grossen Fischhaken und ein Stück Kwaai (der abscheuliche Neger tabak), auf den Mann, Frau und Kind versessen sind. Ein sonniges Lächeln überzog sein runzliges Gesicht, und auf sein Geheiss brachte ein Knabe ... frische Eier, und obendrein eine Kalebasse mit Ziegenmilch. Die Absicht war gut, aber die Milch leider ungeniessbar, weil das Gefäss nie gereinigt wird und die Neger, jahraus jahrein, die frische Milch zu den Ueberresten des vorigen Tages schütten. Die Möglichkeit war deshalb gar nicht ausgeschlossen, dass in dieser selben Kalebasse noch ein Restchen Milch aus den Tagen von Ham, Noahs Sohn, zurückgeblieben war. Welchen Grillen des weissen Mannes wird der Neger aber nicht gerne willfahren, wenn dieser ihn überrascht mit einem feisten Kiboko? Für mich war es kinderleicht, so einen Fleischberg zu schiessen, denn die Kiboko sind äusserst neugierig und tauchten von allen Seiten auf, um uns mit Glotzaugen anzustarren. Ein geschossenes Kiboko ist aber noch lange nicht im Topf! Ist es tot, dann sinkt es, und es kann mehr als eine Stunde dauern, bis die sich entwickelnden Gase den Kadaver an die

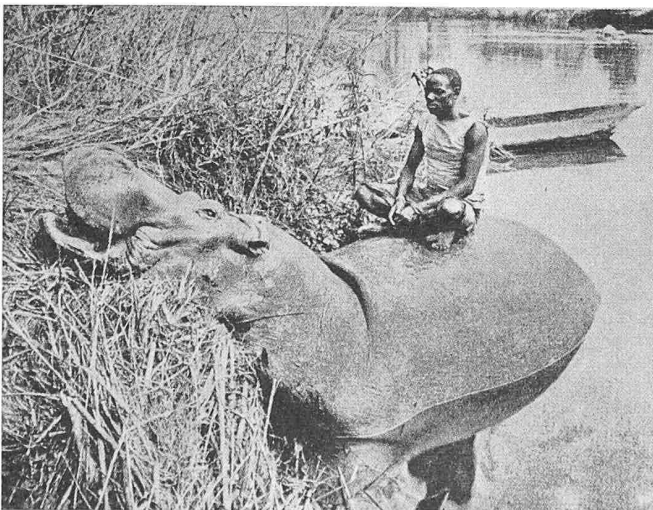


Bild 7. Das erlegte Nilpferd

Oberfläche treiben. Diesmal verlief alles glatt, und nun gab es ein Fest im Dorf, denn das Fleisch — für mich ungeniessbar — ist für den Neger der herrlichste Leckerbissen. Es wurde gesungen und getanzt, und eine Jungfrau erschien mit einem Riesentopf Pombe, dem Negerbier, das der Jumbe schon präpariert hatte, als der Tom-tom mitteilte, dass ich im Kommen sei (Bild 8).

Spassig war es zu sehen, mit welchen Kniffen die Dorfhäupter mich zu bewegen suchten, auch ihre Kiboko zu schiessen. So erzählte der weise und mächtige Induna⁷⁾ Kasjowe, geheimnisvoll flüsternd — als ob das Vieh es sonst hören würde — von einem kolossa-a-alen Kiboko-Bullen... «mit Fangzähnen so lang, auf Ehre!» und zeigte dabei mit der flachen Hand gut fünf Fuss vom Boden. Damals war der Rekord etwas über drei Fuss, und ich guckte ihn schief an. Unverdrossen schwur er sodann bei den Geistern seiner Vorfahren, dass sie so lang waren, und... zeigte diesmal kaum drei Fuss... Auf einer Sandbank fanden wir Pa mit der Familie schlafend, die fetten Leiber halb im Wasser — ein idyllisches Bild von Ruhe und Frieden. Pa gähnte und zeigt dabei ein ganz gewöhnliches Gebiss. Bestrafend guckte ich den Induna an (denn so nahe am Wild war reden tabu), und mit einem verschämten Lächeln zog er ein Armsündergesicht.

Ein Kälbchen stand nun auf und stiess die Mutter an — es wollte trinken. Während Ma sich träge auf die massiven Beine hob, lief das Kalb brummend hin und her. Wir sahen, wie ein grosses Krokodil herankroch, mit einem fürchterlichen Schlag seines Schwanzes das Kalb von den Beinen warf und es sicherlich ins Wasser geschleppt hätte, wenn nicht die Mutter überraschend schnell hinzugerannt wäre und nach kurzem Kampf das Ungeheuer zertreten hätte, während die ganze Familie herangelaufen kam. Alles ging so schnell, und es war so interessant, dass ich ganz vergass, weshalb wir gekommen waren, und wahrscheinlich gar nicht geschossen haben würde, wenn Kasjowe mich nicht mit einem Rippenstoss an meine Pflicht erinnert hätte.

Langsam schleppte der Strom uns weiter, oft in der brennenden Sonne, deren Strahlen zurückgeworfen wurden vom spiegelnden Wasser, längs Feldern von wehendem Schilf und Binsen, von Papyrusstauden und Palmen; dann wieder im Schatten der Uferbäume, wo zuweilen die Blättergardine weggeschoben wurde, um uns einen überraschenden Blick zu erlauben auf Grasfelder und Parklandschaft, ausgestattet mit allen Wildsorten. Jede Wendung des sich grillenhaft windenden Stromes bot neue Naturschönheit, neue Ueberraschungen. Gerne wäre ich für immer so weitergegangen... Aber die hügelige Ferne und die sanft verlaufenden Ufer wurden immer flacher, die Schilffelder zu beiden Seiten immer weiter und breiter. Die Sandbänke verschwanden, und mit ihnen die gähnenden Krokodile. Der sterbende Fluss, zu schwach, um sich weiter zu winden, löste sich unmerklich auf in die silbernen Gewässer des unermesslichen Mweru-Sees, mit dunstigen Bergen in der unbestimmten Ferne. «Kwaheri! Lebewohl, grosser Fluss», murmelte ich mit Wehmut, denn die glücklichste Reise meines Lebens war zu Ende.

(Fortsetzung folgt)

6) Kiboko = Flusspferd.

7) Induna = Oberhaupt mehrerer Dörfer.

BUCHBESPRECHUNGEN

Kunstgeschichte der Schweiz. Band III: 1500 bis 1820. Von Joseph Gantner und Adolf Reinle. 438 S., 28,5 × 22 cm, 269 Abb. Frauenfeld 1956, Verlag Huber & Co. AG. Preis geb. Fr. 69.40.

«Sie hören nicht die folgenden Gesänge, die Seelen, denen ich die ersten sang» könnte als Motto über diesem dritten Band von Joseph Gantners Kunstgeschichte der Schweiz stehen — erscheint er doch zwanzig Jahre nach dem 1936 erschienenen ersten Band, womit das grosse Werk seinen Abschluss findet; eine Darstellung des späteren 19. Jahrhunderts bis auf Hodler soll mehr anhangsweise noch folgen. In der Einführung bekennt der Verfasser mit einiger

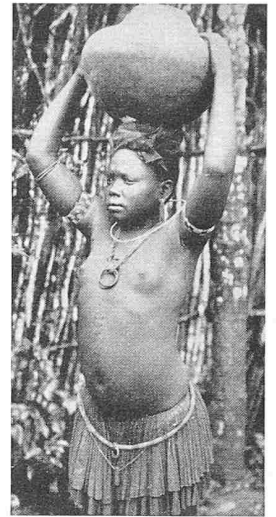


Bild 8. Pombe!